

Wenn Sie der Sache auf den Grund gehen, so werden Sie ein ganz erschütterndes Motiv, vielleicht sogar einen erbebenlassigen, wenn auch raschen Impuls zum Handeln bei ihr vorfinden. Ich kenne die Leute schon so lange, als ich in der Kreisstadt wohne. Früher keimelte die Frau viel, und ich habe sie manches Jahr behandelt. Und nun hat ihr prächtiger, gesunder Mann, — ein Armenarzt durch und durch, Frau Schwester, — doch noch vor ihr hingehen müssen! Ich sage Ihnen, diesen Mattias Schmalzer mußte man lieb haben. Eine fröhliche Natur und dazu wieder und rechtschaffen, wie Gott! Wie er auf seinem Hofe hauste und gerecht walte über Besinde und Anwesen, da habe ich oft beobachtet, wie so leben konnte, unabhängig und frei und selbständig wie ein König! Sie wissen nicht, Frau Schwester, was für ein wahrer König so ein Mann auf seinem reichen Hofe ist! Alle kleinen Leute im Dorfe nahen sich dem Mann, wenn er eine milde Hand hat, so daß er nur mit den Augen winken, und Hunderte setzen zu seinem Dienste bereit. Und dieser Mann brauchte keine eine milde Hand! Er ist mir nahe gegangen, wie ich es nicht beschreiben kann, als der Mann sterben mußte und ich ihn nicht helfen konnte, — ich ging hinter seinem Sarge her mit einem Herzen voll Trauer, als sei es ein lieber Verwandter gewesen!

„Und die Frau?“  
 „Nun, die Frauen sind müde Sie selbst noch lernen lassen,“ entgegnete der Doktor. „Das ist eine von den Frauen, die dem Weiblichen in die Hände arbeiten. Sie hat Verstand für jedes menschliche Kind und für jede menschliche Schwäche. Und deshalb ist sie nicht in ihrem Urtheil und greift zu ohne Bedenken, wo es etwas zu helfen giebt. Ich habe nie gehört, daß sie jemals irgend wem oder irgend etwas Strenges verdonnern hätte. Sie entschuldigst, was irgend zu entschuldigenden ist, und wo sie das nicht kann, da giebt sie deshalb doch noch die Hand nicht von dem Sünder ab. Sie ist nicht das, was man so eine gebildete Frau nennt. Aber sie hat etwas Besseres in sich, als das uns bekannte schlagfertige Weibchen. Sie hat eine reiche Menschenkenntnis und ein grandioses Herz!“

„Doktor, wenn die Frau nicht schon eine erwachsene Tochter hätte, so würde ich meinen, Ihr Herz hätte Ihnen einen Streich gespielt!“  
 „Weshalb müßte es denn just ein Streich sein, — weil ich ein „Stübchen“ und sie eine Wäuerin ist? — Kennen Sie die Tochter dieser Frau?“  
 „Ich habe von ihr gehört und sie gesehen, so aus der Ferne!“

„Dann wissen Sie nichts von ihr! In der Nähe muß sie betrachtet werden, wie ein schöner Willen & Jour. Als ich sie kennen lernte, war sie erst ein halbwüchsiges Ding von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Schon damals hat sie mir gefallen. Sie war nicht hübsch und verschämte, wie sonst wohl Dorfkinde sind. Groß und offen sah sie mich in die Augen und antwortete freudig und frei auf meine Fragen. Schon damals fielen mir ihre schönen braunen Augen auf, und wenn ich Sie in späteren Jahren wieder gesehen habe, mußte ich immer denken: Was ist das Mädchen schon geworden! So ein Mädchen würde gerade ein Arzt brauchen, der sich sehr lebhaft mit Geistes- und Gemüthsheilkunde beschäftigt hat! Das wäre ein Weib für ihn: voll Kraft und Gesundheit durch und durch! So eine Frau würde ihn ganz in Anspruch nehmen, wenn er irgend auf der Bahnstraße herumspaziert, und es ihm behaglich machen, wenn er dahinter ist!“

„Doktor, Doktor! Ist denn die Sache wirklich so ernst?“  
 „Ganz ernst, Frau Schwester! Sehen Sie, da kommt das Mädchen, von dem wir sprechen! Die im schwarzen

Kleide ist's, mit den glänzenden Flechten unter dem eisernen Hüften. Sehen Sie den Gesichtsausdruck dieses Dorfskinds! Ein leiser, ruhiger, gleichmäßiger Schall, nicht das Getöse und Getöse, wie es die Klänge der zusammengehörten Hüfte heutzutage hervorbringt! Kein Zangenschrei hat ihr gelangt, wie sie den Kopf holten und die Hüfte setzen soll. Da ist nichts zurechtgeschraubtes und zurechtgerichtetes! Mutter Natur hat sie zu ihrem liebsten erkoren, und ihr die beste Mühsal gegeben, die sie gewähren kann: Gesundheit, Gemüthsruhe und Kraft!“

Die junge Frau lachte und meinte, wenn das Mädchen so ist, wie es dem Doktor erscheint, — aber sie fürchtete, der Doktor sei kein unparteiischer Richter, — so möchte sie sich freuen, ihn seinem Junggesellenleben abstränkt zu werden zu sehen.

„Aber ich weiß nicht, wie ich Sie ersehe!“ sagte der Doktor bedenklich. „Das ist der Grund, der mich von dieser Königin des Dorfes immer wieder zurückgeschreckt hat. Ich weiß, daß sie mich „guten“ hat, — wie der Ausdruck der Leute ist. Wie weit aber dieses Gemüthsrecht, ist schwer zu beurtheilen, denn die Epigonen treten bei diesen Dörflern anstandslos auf, als sei ihnen Altersgenossen in den Kreisen unserer höchsten Bekanntheit. Da giebt es kein Wohlwollen, keinen Rücksicht auf die Augen, keine Verzeihung! Alles klar, ist, bestimmt! — Und jetzt, Frau Schwester, nehme ich vorläufig Abschied von Ihnen. Ich habe noch einige Krankenbesuche im Dorfe zu machen. Und noch der Kluge, wenn Bernhard amtierend ist, komme ich wieder und esse die Suppe mit Ihnen Weiden!“

„Das besuche ich als selbstverständlich,“ meinte die junge Frau. „Und,“ fuhr sie dann fort, „hoffentlich besuchen Sie uns auch den Nachmittags! Wie wird Bernhard sich freuen, ein paar ruhige Stunden mit seinem lieben Stadlgenossen zu verleben!“

„Über unsere Nachmittags habe ich bereits einen Plan gemacht! Wir gehen zusammen auf den Hof zu Frau Schwester! Sie sind Ihres Nachbarns jedesfalls einen Besuch schuldig, Frau Schwester,“ sagte der Doktor ernstlich. „den Bernhard ganz zu schwächen! — Nein, so geht es nicht! Ein kurzes Aufsprechen auf einen abendlichen Spaziergang würde Ihnen in dem Hause nicht für einen Besuch gerechnet werden. Sie nehmen uns die Handlung mit,“ würden die Leute sagen, wenn Sie nicht ein paar Stunden bei ihnen sitzen und sich etwas vorlesen lassen. Zum Nachmittagsbesuche gehen wir hin! Sie nehmen Ihr Strohkrug, und wie unsere Tugenden mit, — und auf diese Weise werden Sie prächtig ausgehen als Wirtin selbst!“

„Und Sie auch, was jedenfalls noch wünschenswerther ist!“ sprach die junge Frau lächelnd ein.

„Und ich auch!“ beschloß der Doktor. „Und jetzt werde ich im Vorübergehen im Hofe antworten und uns ansetzen! — Gott beschütze also auf Wiedersehen!“

Er nahm seinen Hut und schritt rasch dem Dorfe zu, und die „Frau Schwester“ sah ihn lächelnd und hoffentlich nach.

IV.

Während die Mutter darüber ihre Gedanken beendigt und sich vor sich hinsetzte, die Hände über der Hüfte gefaltet. Es waren gerade nicht diese physischen Probleme, über welche sie nachdachte. Die unvollständigen Lebensbedingungen machten ihr keine Sorgen, — wohl aber beschäftigte die Erdemuth und die Armuth und das Elend, das sie so vielfach um sich her sah, ihre Seele. Durch das Laub der Blätter vor dem Fenster fielen vereinzelte Sonnenstrahlen in das Zimmer und spielten auf dem silbergrauen Haar und

den feinen, milden Gesicht der alten Frau ein süßliches Spiel. Der tiefe Frieden des Sonntags hat ihr unendlich wohl, und sie genoss ihn auf ihre Art. Was im Hasten und Drängen des Berufs nicht Zeit gehabt hatte, aus der Seele emporzutreiben, daß gestaltete sich jetzt zu Überlegungen und reichte zu Entschlüssen. Da ist die Sternbacherin, das arme Weib, der in nächster Zeit Schmerz bevorsteht. Gleich morgen will sie zu den Lebensmitteln gehen, es sind so viele Götter wieviel Pfunden und Weitzkörner da, die zwar schon hin und wieder einem kleinen Schaden haben, aber für den Zweck gerade gut sind. Und der arme Herrin, die letzten Winter ihres Mann verloren hat, gehen die Kartoffeln auf die Reize, und sie hat doch ein hübsches Stück, das seit gemacht werden soll! Hundertstel Weitzkörner sind da zu schlachten, — aber Gott sei Dank, sie kann es; in einem so großen Hof giebt es auch hundert Mittel dafür. — Sie knippt die Hüfte zu und legt sie neben sich auf den Fensterbrett, und mit dem Bild, den sie darüber hinauf in den Hof hat, ist auch ihre Sonntagstube zu Ende. Da liegt das arme Thier, der Wolf, in der glühenden Sonnenscheibe an der Kette. Er hat sich vor seine Hüfte gestreckt und schnappt lechzend nach Luft. Die Mutter steht auf und geht in den Hof hinaus.

„Du armes Thier, hast alle den Sonntag! Alles Andere verläßt sich bei der Sonnenscheibe in den Schatten — an Dich denkst du! Wart, ich will Dich losmachen! Still da! So halt Dich doch ruhig, Du dummes Ding! — Na, so ein Tölpel!“ — wälzt wohl ruhig sein!“

Das große Thier jert an der Kette und giebt in tollen Sprüngen seine Freude zu erkennen. Vergessen verjagt die Frau, sich seiner zu erwehren. Aber so oft sie es auch halb lochred, halb unwillig über sich und nach dem Goldbunde greift, um es zu lösen, immer wieder muß sie es fassen lassen und zurückweichen.

„Ich muß wirklich die Kette lösen, — das Thier ist heut ja ganz toll!“ sagte sie endlich außer sich von der vergesslichen Aufmerksamkeit. Aber ehe sie noch zurücktreten kann, schreit sich ein Männenarm zwischen sie und den Hund und singt den Spruch ab, der die Frau zum Wanken gebracht hätte. Und eine Felle hält das Thier nieder und läßt die Kette.

„So, nun ist er tot und kann unter dem Vordach Sonntag halten. Und gutes Morgen auch, Frau Wirtin!“

Die Frau hält die Hand über die Augen und schaut zu dem Fremden empor. Die Stimme kommt ihr bekannt vor, aber den großen, schönen Mann vor sich kennt sie nicht. Der Wolf aber scheint ihn zu kennen. Mit lauten, freudigen Gebell umkreist er die Felle, drückt sich zur Erde und springt in ausgelassener Lust wieder auf. Er ist sonst so böse zu jedem Fremden, aber diesen umwehelt er, vor Freude winselnd. Er läßt sich den Kopf von ihm greifen, und jetzt springt er auf und legt ihm die mächtigen Tapan auf die Brust.

„Der Wolf hat ein gutes Gedächtniß!“ sagt der Fremde. Er nimmt seinen Hut ab und zeigt über dem braunen Gesicht mit dem dunkeln Barte eine weiße Stirn, auf die dunkelbraunes, lockiges Haar fällt.

„Der Georg ist's! An deinem Kreuzkopf erkenne ich Dich! Sei willkommen, sei tausendmal willkommen! Kommt mit mir herauf in die Stube! Und so bald bist wiedergelassen!“

„Ich bin beinahe vier Jahre fortgegangen!“ — und mit der Frau das sagt, klingt ein leiser Ton von Mitleid und Wehmuth in seiner Stimme.

„So mein ich's nicht, — so nicht!“ sagt die Wirtin rasch und herzlich. „Wohinwogen bist's gar nicht zu gehen brauchen, mein Sohn! — Ich mein' nur, gehst erst sagt mit der Föjer: der Georg wird jetzt wohl auch von

den Soldaten loskommen, — und heut' bist schon da! Nein, die Lebensfrage, — was doch die Seele sagen wird!“

Sie waren unterdessen ins Haus und in die Hinterküche getreten. Die Mutter räumte einen Stuhl aus Fenster neben ihren Besuche.

„Und jetzt set' Dich und erzähl'! Bist weit in der Welt herum gewesen, — ist noch Frankfurt' hin, sagen die Leute!“

„Nur bis ins Elß, mit Neumoten!“  
 „Und auf der Reisküste haben sie Dich auch kommen-  
 diert?“

„Ja, nach Ruffel und Hannover!“  
 „Hätten es nicht nötig gehabt, Du hast immer geübt, als ob Du verwaschen bist mit dem Pferd!“

„Ich denke doch, daß ich noch mancherlei gelernt habe!“  
 „Hast recht, — aber was! Ich will der Ute sagen, daß sie Dir ein Frühstück bringt. — Nicht? Wehst, der Elternbruder hat auch gemacht, daß ich meinen Gast nichts vorsetze? — Ach, Jörg, der Hof ist noch derselbe, aber Einer heißt darin, — der beste von Allen, den wir be-  
 graben!“

„Ich habe davon gehört,“ sagt der Mann und stellt den Kopf. Und dann sitzen sie eine Weile still neben einander und gedenken des Verstorbenen.

„Ich weiß, daß Du ihn lieb gehabt und ihn gerührt hast, wie er es verdient,“ sagt die Wirtin endlich mit einer Stimme, die unsicher und leise klingt und sich erst nach und nach heftigt. „Und er hat immer große Stücke auf Dich gehalten. Wie Du noch ein so kleines Ding warst,“ und sie hält ihre Hand leise von der Erde, — „hat er oft zu mir gesagt: so einen Jungen könnten wir brauchen, Mutter!“

„Aber als ich vor vier Jahren fort ging vom Hof da hat er mir lange Zeit gegährt und mir schwer vergeben können, — nicht, Mutter?“

„Vergehen hat er Dir bald, aber gewandert hat es ihn, daß Du, den wir im Haus gehalten hätten wie unser eigenes Kind, freigeht konntest, grad, als Du so weit warst, daß Du uns hätte'n helfen können!“

„Ja, das mag sehr unanständig angesehen haben aber Mutter, unanständig bin ich nie gewesen! Es auf den heutigen Tag geben! Ich jeder Wohlthat, die Ihr mir erwieset, und wech' nie —“

„Doch gut sein, mein Sohn, ich gut sein!“ unterbroch sie ihn. „Was wir an Dir und Deiner Schwester, der Sternbacherin, gethan haben, haben wir gern gethan. Ich denk, Du weißt, daß der Großvater, der Vater von meinem Mann, an Dich gut zu machen hatte, was er in Ufer und Oh' an Garen Vater gethan, — Das war eine Schuld, die auf dem Hofe lastete, und die wir haben abgeben müssen, als Du und die Sternbacherin in späterer Zeit als Waisen zurückbliebt. Du weißt, wie gern Dich der Bestochene immer gehabt hat, und auch lang vor seinem Tode hat er zu mir gesagt: in dem Jüng' bist ein tüchtiger Landwirth. Und wenn Du ihn mal mit etwas helfen kannst, so thu's. Was Du dem giebst, ist nicht weggenommen! — Bleibst Du, so hat er noch bis zuletzt an Dich gedacht!“

„Ich danke ihn, und ich danke Ihnen, Mutter! Wer ich kenne, Gott sei Dank, nicht! Ich denke, ich werde schon allein durch die Welt kommen!“

„Wie Du willst — und recht hast Du! Ein Mensch wie Du kommt schon durch die Welt. Es hat uns immer rechtschaffen gethan, daß wir immer Gutes von Dir gehört haben. Und wenn Du nichts anderes vor hast, so laßst Du jede Stund' wieder auf den Hof kommen! Du weißt, über